
Von neuen Büchern

Päivi Räisänen, *Ketzer im Dorf. Visitationsverfahren, Täuferbekämpfung und lokale Handlungsmuster im frühneuzeitlichen Württemberg (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven, Bd. 21)*, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2012, 369 S.

2009 erschien in den *Mennonitischen Geschichtsblättern* ein Aufsatz von Päivi Räisänen. Er trägt die Überschrift: »Die Visitation als Verhör und Verhandlung. Vom Prozeß des Täufer-Werdens im Württemberg des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts« (S. 85–98). Es handelt sich hierbei nicht nur um die überarbeitete Fassung eines Vortrages, den Päivi Räisänen auf dem vom Mennonitischen Geschichtsverein mit gesponserten Workshop zur Radikalen Reformation im Frühjahr 2008 an der Universität Saarbrücken gehalten hatte, sondern auch um Ergebnisse ihrer Dissertation, die Päivi Räisänen im Frühjahr 2009 an der Universität Göttingen eingereicht hat: *Ernstes Spiel: Kräftefelder in der Visitation und der Prozeß des Täufer-Werdens am Beispiel des Schorndorfer Amtes im 16. und frühen 17. Jahrhundert*.

Unter einem neuen Titel liegt diese Dissertation nun in leicht überarbeiteter Fassung gedruckt vor. Der Aufbau ist klar und übersichtlich, einschließlich Einleitung, Anhang sowie Quellen- und Literaturverzeichnis verfügt die Arbeit über insgesamt neun Kapitel, wobei die eigentliche Untersuchung auf sechs Kapitel beschränkt ist. Eingangs (Kap. 1, S. 9–68) geht es zunächst einmal um die Standortbestimmung, das zu untersuchende Thema im Kontext der älteren und der aktuellen Täuferforschung, gefolgt von Überlegungen zur Quellenlage und Vorgehensweise. Es ist der Teil, in dem die zentrale Fragestellung der Arbeit formuliert wird. Päivi Räisänen hat sich für die »Visitation« als Untersuchungsgegenstand entschieden, die »als Zusammenspiel unterschiedlicher Gruppen und Kräftefelder« begriffen und im Zuge der Untersuchung weiter präzisiert wird. Die Visitation ist also nicht allein als obrigkeitliches Kontrollinstrument, sondern in einem umfassenderen Sinn als Kommunikationsforum »zwischen Normgebern, Normanwendern und Normempfängern« zu verstehen (S. 17). Von Interesse ist im Zuge dieser Arbeit also nicht nur, was unter einer Visitation im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert zu verstehen ist, sondern speziell auf die Täufer bezogen, wie sie im vielschichtigen Prozeß eines Visitationsverfahrens »gemacht« wurden (S. 15).

Da nicht die Täufer schlechthin von Interesse sind, sondern um die eines bestimmten Gebietes, wird im 2. Kap. unter der Überschrift »Das ›Setting‹« (S. 69–110) die Württemberger Täuferszene und speziell die des Schorndorfer Amtes näher beleuchtet, wobei auch in diesem Zusammenhang nicht auf die statische Festlegung, sondern Entwicklung täuferischen Seins verwiesen wird. Von Interesse sei der Prozeß, »wie Täufer als solche definiert wurden und wie dieses ›Etikett‹ in verschiedenen Situationen angewandt werden konnte.« (S. 93). Um »Obrigkeitliche Täuferordnungen und die Frage nach dem Wesen des Täuferturns« geht es im anschließenden 3. Kap. (S. 111–159), das wie die beiden folgenden drei Kapitel mit einem »Fazit« abgeschlossen wird. Neben Spannweite und Flexibilität der württembergischen Täuferordnungen hinsichtlich religiös devianter Personen wird in diesem Kapitel auch auf die sich wandelnde Einschätzung der von den Täufern ausgehenden Gefahr eingegangen, die ab dem späten 16. Jahrhundert vorrangig darin gesehen worden sei, »die lutherische Gesellschaftsordnung beständig zu unterminieren« (S. 158).

»Die Visitatoren als Normanwender und Akteure der Täuferbekämpfung« stehen im Mittelpunkt des 4. Kap. (S. 161–210), in dem unter anderem auf die Visitationstypen, den vorgesehenen Verlauf der Visitation sowie die Zusammensetzung der Visitationskommission einschließlich ihrer Aufgaben eingegangen wird. Nicht nur dieses, auch andere Kapitel leben aus der anschaulichen Schilderung von Fallbeispielen, die Lebendigkeit und Farbe in Päivi Räisänens Darstellung bringen. So wird beispielsweise in zeitgenössischen Quellen die Visitation mit einem medizinischen Verfahren verglichen, das nicht nur auf das Heil einzelner Personen abziele, sondern auf das Überleben der christlichen Gesellschaft (S. 164). Die Visitationen förderten manch bedenklichen Zustand zutage, der nicht nur vermeintliche Dissidenten, sondern auch Amtsträger in schlechtem Licht erscheinen ließ, angefangen beim unsittlichen Lebenswandel eines Superintendents (S. 176) über einen trinkfreudigen Schultheiß (S. 182) bis zu Vögten, die im Verdacht standen, ihren Amtspflichten nicht ordnungsgemäß nachzukommen (S. 196).

Wenn im 5. Kap. (S. 211–254) »Kräftefelder vor Ort« thematisiert werden, so geht es hinsichtlich der untersuchten Personenkreise hier zunächst einmal um die Qualität und Kontrolle der Pfarrer, die entscheidend dazu beitragen sollten, die Täuferbewegung im Zaum zu halten (S. 215) und in vielfacher Hinsicht nur bedingt den Anforderungen der Visitatoren entsprachen. Ihre Ansprüche erwiesen sich keineswegs als niedrig, dies gilt auch für die Erwartungen seitens der Gemeinde, die mit der seelsorgerlichen Betreuung aus unterschiedlichen Gründen oft unzufrieden war (u. a. S. 225). Päivi Räisänens

Blick fällt aber auch auf die Gemeinden selbst, die es zu überprüfen galt, womit sie das in der Forschung bislang gängige »dualistische Modell – *entweder* Kirchendiener *oder* Bevölkerung als Adressaten der Visitationen« zugunsten eines beide Positionen zusammenführenden Modells überwindet (S. 251).

Mit Kap. 6 (S. 255–323) fällt nunmehr unmittelbar der Blick auf »Die als Täufer Vorgeladenen und ihre Spielräume« (S. 255–323), wobei »Der Prozeß des Täufer-Werdens« sowie »Strategien und Argumente der Verdächtigen« im Zentrum der Analyse stehen. Hervorgehoben wird unter anderem, daß das Täufertum stark mit »Ungehorsam der weltlichen Obrigkeit gegenüber in Verbindung gebracht wurde« (S. 256), wobei es jedoch eine ganze Palette von Verhaltensweisen gab, die sich mit dem Rückzug aus dem kirchlichen Leben umreißen lassen. Hinzu kommen weitere Indizien in Gestalt verdächtiger Aussagen, Verhaltensweisen und Kontakte (S. 269–277). Und wie sah es mit der Dorfbevölkerung selbst aus, wie ging man miteinander um? Auch hier gibt es keine eindeutige Antwort, die Palette möglicher Einstellungen reicht von Feindseligkeiten, Indifferenz und Sympathie bis zur Neugier, die die asketischen täuferischen Lebensentwürfe erweckten (S. 285). Sehr anschaulich und stets im engen Dialog mit der Forschung schildert Päivi Räisänen im zweiten Teil dieses Kapitels, wie Verdächtige sich verhielten, um möglichst ungeschoren davon zu kommen. Man gab sich unwissend (S. 299), führte beispielsweise Neugier als Grund für den Besuch einer Täuferversammlung an (S. 303) oder ließ durchblicken, keine anderen Leute verführen zu wollen (S. 309), wobei sich die einzelnen Strategien auch miteinander kombinieren ließen (S. 310).

Päivi Räisänen ist es gelungen, Charakter und Bedeutung der Visitation am Beispiel Württembergs und speziell des Schorndorfer Amtes in den Jahrzehnten nach der Reformation differenziert herauszuarbeiten. Die Visitation war zu diesem Zeitpunkt das entscheidende Mittel, wenn es darum ging, der Täufergefahr zu begegnen, die als Bedrohung für die lutherische Gesellschaftsordnung wahrgenommen wurde. Impulse gibt die ausgesprochen gut lesbare Dissertation auch hinsichtlich der Konfessionalisierungsdebatte. Der in der Forschung schon länger kritisierten starren Vorstellung einer statisch und systematisch geschlossenen Konfessionalisierung begegnet die Verfasserin mit eher fließenden Grenzen, die in der Praxis zwischen Rechtgläubigkeit und Nonkonformismus immer wieder neu geklärt und gezogen werden mussten (S. 334).

Eine Kleinigkeit zum Schluß; ein wenig stört der doch stark negativ belegte, mit mittelalterlichen Häresien und katholischen Vernichtungspraktiken ver-

bundene Begriff des ›Ketzers‹ im Titel, der in der Untersuchung selbst lediglich eine marginale Rolle spielt. Zwar taucht er auf, wenn in den Quellen beispielsweise von der »ketzerischen Trumppanna« (S. 283) die Rede ist oder auf Ausführungen Bob Scribners verwiesen wird (S. 302), ansonsten ist durchweg von Täufern oder Dissidenten die Rede. Eines derartigen Eyecatchers hätte die niveauvolle Arbeit wahrlich nicht bedurft.

Marion Kobelt-Groch

Peter J. Leithart, *Defending Constantine. The Twilight of an Empire and the Dawn of Christendom*, InterVarsity Press, Downers Grove, IL, 2010, 373. S., brosch.

In den Diskussionen um die Trennung von Kirche und Staat bzw. um eine Theologie des Friedens, wie sie aus dem Geist des Täuferniums geführt werden, spielt der Hinweis auf die »konstantinische Wende« eine wichtige Rolle. Mit dem römischen Kaiser Konstantin d. Gr. beginnt sich für die Christen im 4. Jahrhundert eine grundlegende Veränderung anzubahnen. Einst verfeimt und verfolgt, wird ihre Religionsgemeinschaft zur »Staatsreligion« und verdrängt das Heidentum als Kaiserkult. Darin wurde von zahlreichen Theologen und Historikern der Erfolg gesehen, den die christlichen Gemeinden mit ihrem missionarischen Eifer und ihrer Überzeugungskraft erringen konnten. Andere sahen darin den Beginn eines Abfalls der christlichen Kirche von ihrem ursprünglichen Auftrag, Salz der Erde zu sein und sich nicht der »Welt« anzugleichen. So wurde Kaiser Konstantin zum Symbol für die »Verweltlichung« der Kirche. Für John Howard Yoder, der das wohl prägnanteste Konzept einer Friedenstheologie aus dem Geist des Täuferniums für unsere Zeit vorlegte, war das nicht nur ein historischer Niedergang der Kirche, sondern ihr Rückfall in den Zustand der gefallenen Schöpfung überhaupt. Die »konstantinische Wende« wurde zu einer Grundbefindlichkeit der großen, mit Staat und Gesellschaft verbundenen, nicht pazifistischen Kirchen über die Zeiten hinweg bis in die Gegenwart hinein. Zugleich wurde sie als negative Folie genutzt, um das Engagement der Kirche für den Frieden in der Welt neu zu begründen, ja, sie selbst als das Vorbild einer Institution des Friedens zu beschreiben. Doch je stärker diese negative Folie betont wurde, um so mehr wuchs das Unbehagen an einem historisch undifferenzierten Urteil, dem zugemutet wurde, eine so tragende Rolle in der Grundlegung einer Theologie des Friedens heute zu übernehmen. Besonders deutlich wurde dieses Unbehagen in der Untersuchung Peter Leithardts zum Ausdruck gebracht, der nicht nur die Geschichte der christlichen Kirche auf dem Weg